

Umstrittenes Grün. Naturpolitik am Golfplatz

Stefan Kaufmann

(bitte nur nach gedruckter Fassung zitieren; in: Wolfgang Ebbach, Stefan Kaufmann, Dirk Verdicchio, Wolfram Lutterer, Silke Bellanger, Gereon Uerz (Hgg.): *Landschaft, Geschlecht, Artefakte. Zur Soziologie natürlicher und artifizierlicher Alterität*. Würzburg: Ergon 2004)

In Erinnerung an Thomas Maurer

Der preußische Absolutismus und seine aufgeklärte Bürokratie sind bekannt dafür, so manches Prinzip und so manche Technik disziplinarischer und biopolitischer Regulierung im 18. und frühen 19. Jahrhundert virtuos durchgebildet zu haben. Auch eine der wichtigsten Ressourcen sollte der staatlichen Fürsorge nicht entgehen: der Wald. Die preußische Forstwirtschaft wurde zum Vorreiter vorausplanender staatlicher Ressourcenverwaltung. Um staatliche Einnahmen auf Dauer zu stellen, führte sie ein Bewirtschaftungsprinzip ein, das – wie der Brockhaus definiert – „dadurch charakterisiert ist, dass nicht mehr Holz geerntet wird, als jeweils nachwachsen kann.“ Ganz anders als heutige Konnotationen vermuten lassen, basierte dieses ökonomische Prinzip der „Nachhaltigkeit“ gerade darauf, die ökologische Komplexität des Waldes und seine vielfältige soziale Nutzung auf ein zentrales Moment zu reduzieren: den Ertrag, den man durch Holzschlag erzielen kann. In einem Projekt „of legibility and simplification“ (Scott 1998: 9), das sich von einer Klassifizierung der Bäume, einer Vereinheitlichung der Waldbewirtschaftung, der Anlage von Wegen bis zur Vereinheitlichung des ästhetischen Erscheinungsbildes erstreckte, wurde eine vielgestaltige Natur in eine kontrollierbare Ressource verwandelt, die sich in geregelter Weise besteuern ließ (ebd.:11-22). Bekanntlich sollte das Prinzip, das Preußens Förster entwickelten, Ende des 20. Jahrhunderts zum zentralen Leitbild des Managements globaler Ressourcen avancieren. Mehr noch: *sustainable development* strebt in globalem Maßstab eine „Erddpolitik“ an, ökologische Nachhaltigkeit, ökonomische Entwicklung und soziale Gleichheit auf einen Nenner zu bringen, Nutzungschancen weltweit gerecht zu verteilen und für künftige Generationen zu erhalten. Nachhaltige Entwicklung ist auf allen administrativen Ebenen, bei global und lokal operierenden Institutionen und Organisationen zur regulativen Idee umweltpolitischer Vorgaben und Maßnahmen geworden. Dies nicht obwohl, sondern gerade weil der Begriff ein Ziel

formuliert, das sehr unterschiedliche Entwicklungskonzepte und Gerechtigkeitsprinzipien decken kann: nachhaltige Entwicklung durch Verbrauchsbegrenzung, durch Verbrauchsoptimierung oder durch Innovationsforcierung, Gerechtigkeit nach dem Prinzip der Besitzstandswahrung, dem der Marktallokation oder dem Bedarfsprinzip (vgl. Huber 1995: 9-69, 87-95, 123-131; Brand 1997b). Mit der Betonung auf Entwicklung jedenfalls hat sich eine Konzeption durchgesetzt, die unter Umweltpolitik weitaus mehr als Naturschutz begreift (vgl. Kaufmann 2004). Entsprechend kann auf der regionalen und lokalen Ebene von Landschaftsplanung und Landschaftsentwicklung Nachhaltigkeit in die Forderung übersetzt werden: „We have to conceive, design, create and maintain new landscapes fit for social, economic and environmental needs of the twenty-first century“ (Green/Vos 2001: 149).

Ob, wo und unter welchen Bedingungen Golfplätze dem „Bedarf des 21. Jahrhunderts“ angemessen sind, ist umstritten. Während Investoren auf die – manchmal auch nachhaltige – Rentabilität ihrer Anlagen setzen, Golfverbände sich nicht nur der spielenden Mitwelt, sondern auch der betroffenen Umwelt verpflichten wollen¹, sehen manche Umweltschutzbehörden und die zahlreichen Antigolfplatzinitiativen projektierte und existierende Golfplätze mit anderen Augen. Dabei geht es nicht nur um ökologische Bewertungen im engeren Sinn und auch nicht allein um einfache Nutzungskonflikte. In Auseinandersetzungen um Golfplätze werden konträre Settings von Naturpraktiken, Naturvorstellungen und Naturbildern virulent. Das Grün avanciert zu einer emotional und ästhetisch besetzten Projektionsfläche, zu einem „Raumbild“, das kontrovers bewertete „Konfigurationen von Dingen, Bedeutungen und Lebensstilen“ (Ipsen 1997: 6) versammelt: Es wird zum Kampfplatz um gesellschaftliche Entwicklungspfade. Der Golfplatz bzw. die an ihm durchgespielten Formen sozialer Naturbezüge sind Anlass und Medium politischer Differenzen und sozialer Differenzierungen, die von massiv imperialen Kulturpraktiken bis zu feinen sozialen Distinktionen der Lebensstile reichen.

Golf als Medium der Expansion des westlichen Lebensstils

„Es gibt immer noch Golfplätze, die mich allein wegen meiner Hautfarbe nicht spielen lassen“ wird Eldrick „Tiger“ Woods, der zu den bestbezahlten Sportlern der Welt zählt, in einem Golf-Lehrbuch zitiert (Litti 1998: 223). Golf hängt traditionell der Ruf an, ein überaus

¹ „Der Umwelt verpflichtet“ lautet das vom Deutschen Golf Verband e.V. adaptierte Programm der European Golf Association Ecology Unit, das Anleitungen zu umweltgerechterem Management von Golfplätzen gibt, und eine entsprechende Zertifizierung von Golfanlagen in Aussicht stellt (vgl. DGV: 2000).

teures, luxuriöses Freizeitvergnügen zu sein. Golfen wird in Umfragen weniger mit klassischen Attributen des Sports, körperlicher Leistungsfähigkeit und Wettbewerb, assoziiert, als mit sozialem Prestige und sozialer Exklusion (Golfmarkt der Zukunft 2001: 37-39). Wer die Entwicklung des Golfsports forcieren will – ob aus ökonomischen Gründen oder aus Enthusiasmus für das Spiel –, sieht dieses Image als Problem. Eine Studie, die mit Blick auf die Golf- und Tourismusindustrie ein erhebliches, noch nicht ausgeschöpftes Potential für den Golfsport zu erkennen glaubt, hält dann auch einen „Imagewandel“ für notwendig (ebd. 44), wobei es nicht nur um Marktpositionen geht, sondern auch um politische Legitimation: Für manchen mahlen „bürokratische Mühlen [...] unerträglich langsam, wenn Neubaupläne für Golfanlagen zu bearbeiten sind“, weil „wichtigtuersischer Sozialneid und von Bösartigkeit durchtränkte Naturschützer“ (Helmensdorfer 1992: 7) das Bild des Sports in der Öffentlichkeit bestimmen. In einer Nachhaltigkeitssemantik gesprochen, verletzt das Spiel sowohl Kriterien sozialer Gerechtigkeit wie ökologischer Verträglichkeit. Zum ökologischen und zum sozialen Problem wird Golf jedenfalls gerade, weil es die Nischen sozialer Eliten in den Industrienationen längst verlassen hat.

War Golf einst der traditionelle Sport der *landed gentry*, der aristokratischen und bürgerlichen Großgrundbesitzer Großbritanniens, so wandelte es sich in den USA zum Breitensport, der seit den 1950er Jahren zunehmend für Mittelklasseschichten erschwinglich wurde. Gegenwärtig gilt Golf als die drittpopulärste Sportart. In Europa, Nordamerika und Japan wurden im Jahre 2000 ca. 37 Mio. Golfer gezählt, davon allein in den USA 26,5 Mio. Auf den britischen Inseln, in den ehemaligen Kolonien der britischen Krone, aber auch in Japan und Skandinavien ist Golf längst zum Volkssport geworden. In Deutschland hat sich die Zahl der Golfer von knapp 50.000 im Jahre 1980 bis 1988 mehr als verdoppelt und betrug im Jahr 2001 knapp 400.000.² Die Stichworte, mit denen diese Expansion erklärt wird, lassen sich aus dem Katalog soziologischer Gegenwartsdiagnose und Trendforschung entnehmen: Multi-optionalität, Individualisierung und Mobilität korrelieren mit genereller Freizeitorientierung, mit individueller und kommerzieller Freizeitgestaltung; Trendthemen, wie die Suche nach Muße, nach Authentizität und die Aufmerksamkeit für Gesundheitsbelange, lassen Sportarten attraktiv werden, die in der Natur ausgeübt werden.³ Von den Sozialdaten her mag Golf viel-

² Die Daten beziehen sich auf Spieler, die in Vereinen erfasst sind. Deren Anteil liegt beim Golf recht hoch, da eine häufigere oder regelmäßige Ausübung der Sportart ohne Vereinsanschluss kaum möglich ist. Vgl. die Daten in *Golfmarkt der Zukunft* (2001: 14, 24) und: www.golf.de/dgv/golfsport_weltweit (Homepage des Deutschen Golfverbandes). Alle aus dem WWW stammenden Seiten wurden am 27. Januar 2003 nochmals auf ihre Validität überprüft.

³ Diese teils mit Daten belegten Stichworte nennt jedenfalls die mehrfach zitierte Studie *Golfmarkt der Zukunft* (2001: 28-30).

leicht kein exklusiver Luxusport sein, aber immerhin sah das Statistische Bundesamt im Jahr 2000 das Haushaltsnettoeinkommen von 61% der Spieler über 7.500 DM liegen und nur bei 3,9% unter 3.000 DM, während erstere 5,9% der Bevölkerung ausmachten, letztere 44,0%. Signifikant ist auch der Altersbias: In Deutschland liegt das Alter der Mehrzahl der Golfer zwischen 45 und 64 Jahren, sie gehören also zur neuerdings als attraktive Konsumentenschicht entdeckten Gruppe der sogenannten „empty nesters“ (vgl. Daten: Golfmarkt der Zukunft 2001: 48 u. 46).

Das Kriterium sozialer Abgrenzung qua finanzieller Möglichkeiten scheint sich zumindest in den USA und ähnlich in Japan wesentlich stärker innerhalb des Sports zu entwickeln. Während in den USA ein typischer *Country Club* Mitte der 1990er Jahre 50.000\$ und mehr für die Mitgliedschaft verlangte, in Japan zu Beginn der 1990er Jahre auf dem Höhepunkt des Golfbooms sogar bis zu 250.000\$, standen die städtischen Golfenthusiasten der Mittelklasse auf den billigeren öffentlichen Golfplätzen oft eine ganze Nacht an, um Zutritt zu erlangen (Platt 1994: 29; Tenner 1997: 346f.). In den USA werden Golfanlagen häufig in Verbindung mit Neubausiedlungen errichtet, sie erhöhen die Attraktivität und den Immobilienwert anliegender Grundstücke, der Golfplatz wird zum beliebten Inventar von *gated communities*. Jedenfalls ist Golf ein attraktiver Geschäftszweig. Der Wert der Clubmitgliedschaften von Japans 12 Millionen Golfern soll im Jahre 1988 10% des Bruttoinlandprodukts betragen haben, während die US-amerikanische Golfindustrie im Jahr 1999 aus Platzgebühren und Ausrüstung 22,2 Milliarden US-\$ einnahm (Platt 1994: 29; Roach 2001). Die Logik ökonomischer Expansion scheint nahe zu legen, neue Kunden über eine Senkung der Zugangskosten zu gewinnen. Man hofft, darüber andere Einkommens- und Altersschichten anzusprechen. „We in the golf industry“ – so formuliert es der ehemalige Präsident der *American Society of Golf Course Architects*, Michael Hurdzan (1996: 199) – „should encourage beginners, strive to keep costs low, and make golf programs accessible to students, senior citizens, the underprivileged, and the handicapped.“

Golfspieler und -protagonisten versuchen, Golf mit generellen Trends wie Bewegung in der Natur, Erholung und Gesundheit sowie mit konsensfähigen Verhaltensstilen in Verbindung zu bringen, also den Sport gerade nicht als Ausdruck einer expliziten Lebensstilpolitik zu begreifen, sondern als Breitensport zu lancieren (vgl. Daten: Golfmarkt der Zukunft 2001: 49, 99). Gegner, wie das 1993 gegründete und vorwiegend in Südostasien und in den USA operierende *Global Anti-Golf Movement* oder die *Anarchist Golf Association*, sehen in Golfplätzen hingegen ein hegemoniales Projekt des Westens. Bereits 1994 sollen die ca. 25.000 weltweit existierenden Golfplätze eine Fläche von der Größe Belgiens eingenommen

haben, inzwischen ist die Zahl der Plätze auf etwa 35.000 angestiegen (Platt 1994: 29; Richardson 2002: xiii). Nicht umsonst gilt der Bau von Golfanlagen als „the fastest growing type of land development in the world“ (Platt 1994: 29).⁴ Was sich in den Industrienationen als lokaler, ökologisch motivierter Konflikt um Landnutzungen entwickeln kann, nimmt global gesehen eine andere Dimension an. Golf wird zum Projekt, an dem sich der Widerstand gegen die westliche Lebensweise formiert, gegen das typisch westliche Produktions- und Konsumtionsmodell, mit seinem Ressourcen- und Energieverbrauch.⁵ Kurioser Weise argumentieren Marktentwickler mit Modellen, die sich an der klassischen ökonomischen Fortschrittsideologie orientieren, wenn sie von „unterversorgten“, von „Schwellenländern“ (hierzu zählt Deutschland), von „entwickelten“, „hochentwickelten“ und „höchstentwickelten Golfländern“ sprechen (Golfmarkt der Zukunft 2001: 17f). Für die Gegner werden somit nicht allein eine Sportart und ein sozialgruppenspezifischer Lebensstil Zielscheibe, sondern kulturelle Hegemoniebestrebungen, die sich im quasi-industriellen Landverbrauch niederschlagen.

In spezifischer Weise kommen diese im weltweiten Golftourismus zum Ausdruck. Ein Golf-Lehrbuch inszeniert die Einführung nicht zufällig als eine Passage, die von Loch zu Loch über den Golfplatz und zugleich rund um den Globus von Golfplatz zu Golfplatz führt (Litti 1998). Golf wird zum Urlaubsmotiv und Golfanlagen stellen eine willkommene zusätzliche Attraktion dar, wenn Golf nicht selbst der Reisezweck ist. Mit Blick auf Entwicklungen in Ländern der Dritten Welt allerdings erscheint der Golfplatzbau nicht selten als postkolonialer Land- und Ressourcenraub, bei dem transnationale Korporationen aus dem Agrargeschäft und dem Bausektor, Beraterfirmen, Hersteller von Golfausrüstung, Fluglinien, Hotelketten, Grundstücksmakler und Finanziers mit – nicht selten korrupten – einheimischen Eliten zusammen wirken. Ob auf Hawaii, Indonesien, Malaysia, Thailand oder in Indien und Simbabwe: Überall finden sich Fälle, in denen die Entwicklung von Golfanlagen mit Enteignungen oder nur geringfügigen Entschädigungen von Ureinwohnern und Bauern einhergeht, der Betrieb Trinkwasserprobleme wegen Knappheit oder Verseuchung mit sich bringt und empfindliche Naturschutzgebiete zerstört werden (vgl. Platt 1994). Selbst in wenig selbstkritischen Zirkeln der amerikanischen Golfindustrie muss man zur Kenntnis nehmen:

⁴ Die Durchschnittsgrößen lassen sich schlecht bestimmen, da Anlagen in der Regel von 9-Loch-Plätzen bis zu Multikomplexen mit über 36 Löchern reichen. Nimmt man das Standardmaß von 18-Loch bei etwa 70ha an, entsprechen die 10.000 Plätze, die in den letzten sieben bis acht Jahren gebaut wurden, etwa der zwölffachen Fläche des Bodensees. Dessen Größe entspricht ungefähr der Fläche, die in der Bundesrepublik jährlich für Verkehrs-, Gewerbe- und Siedlungsnutzung überbaut wird. Im Vergleich dazu nimmt sich der globale Verbrauch durch Golfplätze nicht ganz so dramatisch aus.

„golf courses are sometimes seen as symbols of elitism, cultural dilution, and environmental liabilities. Feelings against golf courses have caused picketing in Hawaii and violence in Mexico“ (Hurdzan 1996: 217).

Zur Logik der Universalisierung und Standardisierung des Grüns

Ökologisch bewegten Naturbetrachtern erscheint ein Golfplatz nicht selten als „ein grünes Ungeheuer, das Ackerland und Lebensräume für wilde Tiere oder Pflanzen verschlingt.“ Dies nicht zuletzt, weil es „schon erstaunlich viele Chemikalien [braucht], um eine heitere bukolische Landschaft zu schaffen“ (Tenner 1997: 347). Wenn hingegen Golfspieler davon sprechen, sich beim Golfen in der Natur zu bewegen, wenn ein Golfplatzarchitekt sogar davon schwärmt, dass die Skyline von Toronto, die von einem Golfplatz aus zu sehen sei, ästhetisch die passende Antithese zur „pristine nature“ des Landes und des Golfplatzes abgebe (Hurdzan 1996: 182), dann scheint sowohl mit dem Grün, wie mit Natur offensichtlich etwas anderes gemeint zu sein: In diesen Gegensatz der Naturwahrnehmung fließen unterschiedliche Naturbezüge praktischer, emotional-ästhetischer und kognitiver Art ein.

Den Golfplatz als bukolische Landschaft wahrzunehmen, resultiert ohne Frage aus dem dominanten satten Grün der Plätze, das sich mit anderen landschaftsgestalterischen Elementen zu parkartigen Anlagen verbindet. Die Dominanz des Grüns folgt der historischen Entwicklung des Golfsports. Verbreitet hat sich die bekannte Form des Golfspiels von Schottland aus. Der Weg von den schottischen *Linklands* – dürftig grasbewachsenem Marschland, Dünenfeldern und Weiden, deren Formen natürliche Hindernisse bildeten – zu den heutigen Regelungen klar definierter Platzauslegungen und -elemente führt über eine ganze Reihe von Standardisierungsschritten.

Im frühen 18. Jahrhundert waren Golfplätze durch eine Serie von fixen Löchern bestimmt, die entweder auf dem Land deutlich ausgewiesen waren oder durch Karten aufgefunden werden konnten. In welcher Reihenfolge auf diesen „Plätzen“ von einem Loch zum anderen gespielt wurde, blieb den Spielern offen. Weitere Regelungen setzten die Golf Clubs und deren Greenkeeper, die dafür sorgten, dass Löcher ausgehoben blieben, die Stangen gesteckt waren und eventuelle Schäden auf den Plätzen behoben wurden, durch. Am einflussreichsten sollte die Anlage *The Old Course at St. Andrews* werden. 1764 wurde sie zu einem 18 Lochplatz umgewandelt, was fast ein Jahrhundert später von dem inzwischen zum *Royal and*

⁵ Vgl. zur soziologischen Diskussion von Lebensweise bzw. Lebensstil mit Blick auf ökologische Probleme Reusswig (1994) und Bogun (1997).

Ancient aufgestiegenen Golfclub von St. Andrews (R&A) als nationaler Standard für ein Golfspiel empfohlen wurde. Reglementiert waren inzwischen auf den Plätzen auch die Fragen, in welcher Reihenfolge die Löcher gespielt werden sollten: die Annäherung an die Löcher war nicht mehr freigestellt, vielmehr waren Abschlagszonen (Tees) definiert, die Wege der Annäherung kanalisiert (Fairways) und spezielle Einlochzonen (Greens) präpariert. Zunehmend exaktere Regeln zur Abschlagsfestlegung, dem Weiterspielen aus Hindernissen und schwierigen Lagen, der Zählweise bei verlorenen Bällen usw. bestimmten das Spiel. Im 19. Jahrhundert setzte sich in Wettbewerben auch die Spielform durch, nicht mehr die gewonnen Bahnen, sondern die Zahl der Schläge zu zählen. Dies schärfte den Blick der Spieler für Abstände, Wegstrecken und die dafür benötigte Zahl der Schläge: die Grundlage für die 1890 auftauchende Par-Normierung, der „ideal fixed score“ als jene Anzahl von Schlägen, die ein hervorragender Spieler benötigt, um einzulochen. Seit den 1870er Jahren nahmen Golfprofis die Auslegung neuer Golfplätze in die Hand und gleichzeitig begann die Expansion des Sports nach Europa und in die Kolonien. Die Auslegung wurde mehr und mehr zu einer formalen Prozedur, mit der sich der Standard von 18-Loch und eine Standardisierung der Schlagzahlen allmählich etablierten. Während St. Andrews nach modernen Standards eigentlich eine 9-Loch-Anlage war, bei der zwei Löcher jeweils parallel lagen und der Parcours hin und zurück gespielt wurde, entstanden die ersten Plätze, die tatsächlich 18 Spielbahnen aufwiesen. Vom Wettkampf her gedacht, der Vergleichbarkeit von Leistungen, mussten auch die Plätze an Standards ausgerichtet werden (vgl. Richardson 2002: 16-43).

In den 1920er Jahren schließlich hatten amerikanische Golfplatzbauer ein neues Spiel erfunden. „The architects were defining a new form of golf: that which could literally be built anywhere“ (Richardson 2002: 20) – im Hinterland der Ostküste, den Klippen des Pazifiks oder den Hügeln von Georgia. Diese universal mögliche Ausbreitung kannte allerdings Grenzen: lokal musste geeignetes Gelände gewählt werden und auch die Gestaltung beschränkte sich auf den Entwurf der Greens und der Bunker. Inzwischen allerdings haben die Professionalisierung der Planung, die Technisierung des Baus und die Standardisierung des Spiels sowohl die Unabhängigkeit von geographisch-klimatischen Bedingungen wie die Durchgestaltung der Golflandschaft in neue Dimensionen geführt. Der Golf-Profi mit landschaftsarchitektonischer Erfahrung ist durch die Zusammenarbeit zahlreicher Spezialisten ersetzt worden – Landplaner, Golfplatzarchitekten, Bauleitungsingenieure, Bewässerungsingenieure, Agronomen, Ökologen usw. Der Maschinenpark ermöglicht die völlige Neuschaffung topographischer Gegebenheiten: Geländeformen, Felsformationen, Wasserläufe und Vegetation lassen sich in beliebiger Weise restrukturieren, ersetzen oder in das geplante Gelände

integrieren. Galten noch in den 1980er Jahren sandiger Lehmboden, hügeliges Gelände, Bäume, ein Fluss oder ein See und gute Zugangsmöglichkeiten als Voraussetzung für einen Golfplatz, so benötigt man heute nur noch eine Sache: „sufficient water supply to irrigate the turf“ (Fazio 2000: 157). Berge lassen sich einebnen, im Flachem lassen sich Hügel aufschütten. Felsen können zielgenau gesprengt oder auch versetzt werden. Seit den 1970er Jahren arbeitet man mit künstlicher Bewässerung, während zeitweilige Überschwemmungen einzelner Flächen noch in den 1980er Jahren akzeptiert wurden, werden inzwischen Drainage und Bewässerung über computergesteuerte Systeme zu einem integrierten Wasserkreislauf verbunden. Waren Rasen und Bäume entweder vorhanden oder wurden eingesät, so geht man seit den 1980er Jahren an vielen Orten dazu über, den ganzen Rasen fertig einzusetzen sowie ausgewachsene Bäume und Sträucher zu setzen. Der ganze Platz lässt sich inzwischen am Zeichenbrett des Designers entwerfen. Geographische Informationssysteme und satellitengestützte Datenübertragung ermöglichen detaillierte Geländeaufnahmen, die, sofern man Drohnen losschickt, den Planer völlig ortsunabhängig operieren lassen. Visualisierungstechniken erlauben die Übersetzung der Daten in Bilder, bieten Designern und Kunden fly-through-Optionen, und imaginieren standortgebundene Ausblicke, die z.B. dabei helfen, „blinde Löcher“ (wenn das Ziel beim Abschlag nicht zu sehen ist) zu vermeiden (vgl. Hurdzan 1996: 249-267; Fazio 2000: 62-94, Richardson 2002: 490f.). Kosten und juristische, nicht technische Probleme begrenzen das Machbare – aus der Logik des Golfplatzarchitekten wird letztlich auch die ästhetische Stimmigkeit zum Kriterium:

Many golf courses are now routed and built in spite of the land they occupy, whereas the original relationship between land and golf courses was the other way around. [...] The hurdles nowadays are not only to find a way to get golf to work with the land but to make it appear in the end as if the land was meant for the game of golf. (Richardson 2002: 78)

Machbarkeit heißt auch, dass das Land völlig der Spielbahn und nicht diese dem Land angepasst wird. Hier haben sich zunehmend Standards ausgebildet, bei denen Par-Zahl und Länge die maßgebenden Kriterien sind. Um die Leistung der Spieler kompatibel zu machen, die auf unterschiedlichen Plätzen spielen, haben nationale Golfverbände – maßgeblich die amerikanische USGA – eine Klassifikation der Golfplätze vorgenommen, die ins Handicapsystem (die Zahl der Schläge, die ein Spieler über dem Par liegt) Eingang findet. Dieses Ranking der Golfplätze erfolgte nach einer mathematischen Formel, in die Länge, Breite, Hindernisse, Schwierigkeit der Grüns und anderes einfließen. Der Länge wurde allerdings mehr Gewicht beigemessen als anderen Faktoren. Publizisten bemerkten schnell, dass sich aus den Kriterien der USGA eine Rangliste der Golfplätze veröffentlichen lässt, die wie-

derum den Maßstab für Golfplatzprojekte abgab (Fazio 2000: 95-98). Während die meisten Verbände 18-Loch-Plätze mit 68-74 Schlägen – in den USA Plätze ab Par-70 – als Standard akzeptieren, also Plätze zwischen ca. 5200 und 6500m Spielbahnlänge, legen Golfplatzarchitekten engere Kriterien an: 87% aller von Architekten entworfenen Plätze sind 18-Loch-Plätze mit Par-72 (Richardson 2002: 101f.). Bis in die 1980er Jahre bildeten sich spezifische Muster heraus, Golfplätze mit bestimmten Standards zu versehen. Golf als Breitensport auszurichten bedeutete, Plätze so auszulegen, dass sie mit größeren Maschinen zum Mähen, Ausbringen des Düngers usw. gut zu bearbeiten waren. Wenn Plätze große Spielerzahlen bewältigen sollen, muss deren Durchsatz erhöht werden. Dies bedeutete, Übersichtlichkeit zu schaffen, indem noch die Roughs (das außerhalb der Fairways gelegene Gelände) und Semi-roughs (die Übergangszone zu Tees, Fairways und Grüns) niedrig gehalten werden, um die Ballsuche zu verkürzen und Abschlagschwierigkeiten zu verhindern, schließlich wurden auch die Tees vergrößert und die Bahnen breiter angelegt – von ehemals 30 bis 50m auf bis zu 90m Breite (Platt 1994: 30; Richardson 2002: 25). Ökonomische und ästhetische Kalküle, die Reihenfolge der Par-3, Par-4 und Par-5 Löcher symmetrisch und ausgeglichen zu gestalten, führten zu zahlreichen Plätzen im „Freeway-Look“: „Golfers internalized that golf courses were supposed to have rectangular tees, straight fairways, round greens, and flat oval bunkers“ (Hurzdan 1996: 18). Dem Rasen wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Am Wettkampf ausgerichtet wurde von der USGA ein bodenunabhängiger Substrataufbau gefordert, der die Spieleigenschaften der Grüns kompatibel macht. Die Beschaffenheit des Grüns ist auch wesentlicher Aspekt der Platzbewertung und zumindest bei Profi-Turnieren werden die Zonen sorgfältig gewässert, gedüngt, gemäht, aridiziert und gewalzt bis an allen 18 Löchern der Ball die gleiche Rollgeschwindigkeit erzielt (Litti 1998: 111). Meint „green“ nach wie vor nur die gepflegte Zone zum Einlochen, so sollte das Grün des Rasens immer weitere Bereiche des Platzes bestimmen. Ein sattes Grün von den Tees, über die Fairways bis zur Putting-Zone wurde zur Signatur eines gepflegten Platzes. Die Ästhetik wirkte schließlich auf das Spiel zurück

Clients desired ever lusher, dark-green turf, and consequently bigger irrigation systems and pumped greater quantities of water. Turf become softer so golfers had to play more through the air because they could no longer bounce the ball into the greens (Fazio 2000: 107f.).

Ökologische Ästhetik: Das Anti-Grün

In ökologischer Perspektive wird das Grün des Golfplatzes allerdings zum roten Tuch. Die Ästhetik eines Golfplatzes, die den englischen Park imitiert, firmiert bei Gegnern unter dem Titel „aufgeräumte Kunstlandschaften“, die anstelle von „Ackerland und Natur pur“ trete.⁶ Eben diese beiden Momente, „Natur pur“ einerseits und „Ackerland“ als Synonym von „gewachsener Kulturlandschaft“ andererseits, bilden die beiden Pole, an denen sich die Kritik aufspannt.

Für Golfer ist das Grün nicht allein ästhetisch hochgradig besetzt, ihm gilt in erhöhtem Maße die Konzentration und Kognition: Um erfolgreich zu putten, muss man das Grün auch „lesen“ können. Die Auseinandersetzung mit und auf dem Grün gerät zum Akt detaillierter Naturbeobachtung: „Die Natur lebt. Morgens laufen die Putts in der Regel schneller als am Spätnachmittag. Schließlich wächst das Gras zur Sonne hin...“ (Litti 1998: 107). Die Hangneigung des Grüns, der „Strich“ (d.h. die Wuchsrichtung) des Grases: Ein guter Golfer weiß, an welchen Stellen er je nach Lichtverhältnissen und Dichte des Bewuchses den Strich erkennen kann, er kann die Farbschimmer des Grases interpretieren und dementsprechend den Laufwiderstand und Laufrichtung des Balles einschätzen. Wenn dem Golfer auf dem Grün die lebendige Natur in den Sinn kommt, so sieht der Ökologe im Grün gerade das Gegenteil: „Landschaften sind offenbar gleichmacherisch – undifferenziert grün. Das falsche Klischee von der grünen Wiese ist bezeichnend hierfür: ein Rasen mag grün sein; an wirklichen Wiesen müsste ihre Vielfarbigkeit auffallen“ (Finke 1986: 285). Der landschaftsökologischen Reflexion muss die ästhetische und begriffliche Gleichsetzung von Grün und Natur ein Dorn im Auge sein. Ökologischen Gutachten zur Umweltverträglichkeit von Golfplätzen gilt Artenvielfalt von Flora und Fauna und besonders das Vorkommen seltener Arten als zentrales Kriterium. Mit diesem verbindet sich die Bewertung der Landschaft bzw. der Habitate nach der Seltenheit, nach der Vielfältigkeit der Struktur sowie der Vielschichtigkeit der funktionalen Einbindung in großräumigere ökologische Zusammenhänge (Vgl. BUWAL 1995: 17-20). Für den Betrieb kommt als wichtiges Kriterium das Moment des Ressourcenverbrauchs und vor allem des Schadstoffeintrags hinzu. Ökologische Bewertungskarten von Golfplätzen zeichnen ein Bild, das geradezu als Negativ einer Karte für Spieler gelesen werden kann:

⁶ So überschreibt eine lokale Initiative gegen ein Golfplatzprojekt in der Nähe Zürichs eine Informationsseite, die Farbbilder von Golfplätzen zeigt, welche durchaus aus gängigen Prospekten der Branche stammen könnten (<http://www.ufw.ch/golfplatzfotos.htm>.) [Tippfehler sind Bestandteil der Adresse]. Einem durch touristische Werbeprospekte geschultem ästhetischem Empfinden – und wer kann einer solchen Prägung schon entgehen –,

deutlich zeichnen sich die Greens, Tees und Fairways als niedrigstbewertete Elemente ab, denen die spielbahnangrenzenden Semiroughs folgen (vgl. Dürst/Beutler 1997: 103). Die häufig geschnittenen Rasenflächen weisen im Vergleich zu Magerwiesen deutlich weniger Pflanzenarten auf (3-10 gegenüber 60 pro Ar, vgl. BUWAL: 1995: 17), bieten Kleinstlebewesen kaum einen Lebensraum, was auch mit der Notwendigkeit von Düngemittel- und Pflanzenschutzmitteleinsatz zusammenhängt. Orientieren sich Naturbild und die Naturvorstellung des Golfers am Grün, so ist dieses in ökologischer Sicht gerade ein „naturferner Lebensraum“ (ebd.: 17). Während Golfplatzarchitekten ganz offensichtlich von der Möglichkeit fasziniert sind, überall Plätze zu bauen und überall einen Normrasen auszulegen, zählt unter ökologischer Perspektive der spezifische Standort. Nicht das zukünftige Projekt, sondern der Vergleich von gegenwärtigem und zukünftig erwartbarem „landschaftlichen Wert“ steht im Blick. Wenigstens für Mitteleuropa scheint die Ökobilanz nur dann generell positiv auszufallen, wenn Golfplätze auf intensiv bewirtschafteten Agrarflächen entstehen (Barth/Hett 1997: 5).

Universale Standards versus lokale Landschaften, das Gemachte versus das Gewachsene, Geschichte und Tradition versus Zukunftsprojekte bestimmen auch das Setting einer zweiten Konfliktebene. Auch ökologisch motivierte Begründungen operieren nicht allein mit Daten, sondern überdies mit ästhetischen Landschaftsbildern. Gesetzliche Vorgaben des Landschaftsschutzes – zumindest in Deutschland, Österreich und der Schweiz – halten „Schönheit“, „Eigenart“ oder auch „Charakter“ von Landschaften für schützenswert. Damit ist mehr als eine landschaftsökologisch quantifizierbare und kartographierbare Strukturbesonderheit gemeint. Es geht um gestalterische Eingliederung der Plätze in die Umgebung. Veröffentlichungen zur Golfplatzgestaltung und von touristischer Erfahrung inspirierte Golfbücher präsentieren häufig Golfplätze, die nach kunstästhetischen Kriterien des Kontrasts, der dramatischen Perspektive und der Inszenierung des Spektakulären gearbeitet sind.⁷ Wenn „jeder Golfer (...) erpicht [ist], seinen Sport in einer typischen, unverkennbaren Natur auszuüben“ (aus einer Broschüre des Deutschen Golf Verbandes von 1988, zit. n. Maurer 1991: 35), wird das Typische der Landschaft gerade in der Betonung des Widerspruchs herausgestellt: das Grün inmitten von Arizonas Steinwüsten, in Hawaiis Lavafeldern oder in

dürfte das „aufgeräumte“ der vor stimmungsvollem Himmel und Licht fotografierten parkähnlichen Golflandschaft kaum negativ auffallen.

⁷ Eine detaillierte Analyse müsste selbstverständlich dem Effekt Rechnung tragen, dass die Photos der Golfplatzarchitektur wiederum ein eigenes Genre bilden; es handelt sich um ein eigenständiges, hoch technisiertes Gestaltungsverfahren, das von der Wahl des Bildausschnitts, der Wahl von Brennweiten und Filmmaterial, den weiteren Verarbeitungsschritten von der Filmentwicklung bis zur drucktechnischen Ausführung ein Landschaftsbild sukzessive in ein Photo übersetzt.

texanischer Wüste, der geordnete Park vor der exotischen Palmenkulisse der Bahamas, der dschungelartigen Wildnis der Philippinen oder vor der Steilküste Portugals. Der Landschaftsschutz bezieht seine ästhetischen Kriterien hingegen vom Gewachsenen. Die Betonung liegt darauf, dass die Dinge nicht ins Bild passen: „amerikanisch“ großflächiges Grün nicht in die Landschaft um den Bodensee, „neu geschaffene Hügellandschaften“ nicht in ebene Landwirtschaftsgebiete, Parklandschaften nicht in „eine von Gletschern geformte urwüchsige Beckenlandschaft“ – Golfplätze gelten als „landschaftsfremd und landschaftszerstörend“.⁸ Eng verbunden mit einer solchen Ästhetik, die im lokal Gewohnten verhaftet ist, sind auch kulturholistische Argumentationsfiguren, die traditionelle Bearbeitungsformen, sprich Landwirtschaft, als integralen Bestandteil der Landschaft selbst begreifen. Ein sozialer Konflikt zwischen Stadt- und Landbewohnern wird aufgerufen (vgl. Agricola 1987), die Befürchtung, „die Nutzungsänderung [...] und der Zustrom an städtischen Golfplatzbenutzern in einen traditionell ländlichen Raum könn(t)en die kulturelle Identität der ansässigen Bevölkerung belasten“ (BUWAL 1995: 27). Am Golfplatz können noch in den europäischen Zentren Lebensstilunterschiede offensichtlich in der gleichen Terminologie – „Entwicklung“ und „kulturelle Identität“ – begriffen werden, wie Konflikte in der Dritten Welt, die häufig mit massiven politischen, sozialen und ökonomischen Ungleichheiten und Ausbeutungsverhältnissen einhergehen.

Golfjenseits moderner Standards: Verblässendes Grün

Nachhaltigkeit hat ihre Wurzeln in der Regulierungspolitik Preußens, und unter ökologischen Maßgaben existieren inzwischen nicht allein in Europa und den USA gesetzliche Regelungen, den Bau von Golfplätzen zu verbieten oder mit Auflagen zu versehen. Dass Golfverbände verbal und irgendwann auch tatsächlich auf öffentlichen Druck reagieren, dass auch Greenkeeper – nicht zuletzt aus Kostengründen – für ökologische Belange sensibilisiert werden, ist weniger erstaunlich: manche Ökobilanz bescheinigt dem Golfplatz im Vergleich zu landwirtschaftlicher Nutzung, selbst wenn diese nur extensiv betrieben wird, durchaus

⁸ Vgl. hierzu die Bilder und die Unterschriften in Dürst/Beutler 1997: 110f, wie auch die Argumentation des Züricher Heimatschutzes in einer Eingabe gegen den Bau einer neuen Golfanlage (abgedruckt: <http://www.ufw.ch/golfforts.htm>). Auch Broschüren der Golfverbände, die sowohl in den USA wie in Europa in den 1990er Jahren Programme zur ökologischen Verbesserung aufgelegt haben, setzen die Plätze ganz anders ins Licht: nicht mehr Kontrast, sondern Harmonie wird betont, das typische Grün der Plätze ist durch Perspektivenwahl und Lichtverhältnisse manchmal kaum noch zu erkennen. Auch Sprachregelungen haben sich gewandelt: Golfer treiben nicht mehr Sport in der Natur, inzwischen ist „der Einklang mit der Natur (...) ein Teil der Philosophie des Golfspiels“ (DGV 2000: 5).

positive Werte.⁹ Bei allem staatlichen Regulierungsbedarf und Sensibilitäten auf Verbands-ebene – naturpolitisch wirksam werden noch andere kulturelle Phänomene: Auch in der Entwicklungsdynamik des Golfspiels selbst mehren sich die Zeichen, die das Grün zum Verblässen bringen. Die Gründe liegen in einer geforderten Steigerung des Erlebnischarakters, in technischen Entwicklungen und in sozialen Distinktionsbedürfnissen innerhalb des Sports.

Die Expansion des gehegten und gepflegten Rasens von der Einlochzone auf die Spielbahnen und die Abschläge, deren geregeltes Styling, die Sättigung des Grüns durch bewässerungs- und düngetechnische Aufrüstung, die auch maschinenbedingte Standardisierung der Plätze lässt rückblickend manchen Kritiker dieser Entwicklung vom „Death of Peculiarity“ (Richardson 2002: 24) sprechen. Die olympische Steigerungslogik des *Schneller, Weiter, Höher* setzte sich auch im Golfspiel durch und fand in der Platzformung ihre modernisierte Fortsetzung. Der „Freeway-Style“ des Golfplatzes entspricht einer fordistischen Landschaftsformierung, in der maschinelle Bearbeitungen, standardisierte Massenprodukte, politisches und öffentliches Vertrauen in die technologische Regulierbarkeit der Natur gleichförmig gestaltete, funktionalisierte Landschaften hervorbringen (vgl. Ipsen 2002: 39-42). Golf gilt aber nur bedingt als Wettkampfsport. Als Sport in der „Natur“ konnte sich über den Vergleich der Golfplätze eine zweite Form der Konkurrenz ausbilden. Die zunehmende Zahl der Plätze, das verstärkte Interesse an Golf im Fernsehen und der Einfluss postmoderner Stilelemente in der Landschaftsarchitektur rückten andere Momente als das Einheitsgrün in den Blick. Golfplätze sollen sich nicht mehr als Standardprogramm abspielen lassen, sondern aus 18 Löchern bestehen, von denen jedes seinen eigenen Charakter erhielt. Zum Qualitätsmerkmal wurde, sich an das einzelne Loche erinnern zu können. Während in den 1980er Jahren das Besondere noch an der Schwierigkeit gemessen wurde, trat in den 1990er die Betonung auf Schönheit und visuelle Effekte in den Vordergrund. Vorhandene Felsen, Vegetation, Färbungen der Erde usw. werden nicht nur aus ökologischen, sondern auch aus ästhetischen Gründen zunehmend in die Anlagen integriert. Auch von der Tendenz zum einfacheren Bau, von einer Rückbesinnung auf klassische Plätze, die – wie heute noch manche Rodelbahn und Sprungschanze – eher von der Natur geformt waren, ist die Rede (vgl. Fazio 2000: 17-22, 68-72, 106-108; Richardson 2002: 51-82). Nicht zuletzt verändert sich

⁹ Bei Verbandsveröffentlichungen verwundern solche Urteile nicht (vgl. etwa die vom DGV 1996 herausgegebene Studie zu Schadstoffbelastungen), aber auch Landschaftsschützer sehen positive Entwicklungen und positive Beispiele (vgl. Barth/Hett 1997: 5). Ein Indiz ist auch, dass die Ausbildung der Greenkeeper von vielen Verbänden inzwischen selbst betrieben wird, während noch 1990 in der Bundesrepublik nur die BASF Fortbildungen zum Greenkeeper anbot (vgl. Maurer 1991: 44).

das Spiel selbst, womit auch das satte Grün verschwindet: „There is sentiment among golfers and designers alike to bring the running shot back into the game and to realize that firmer turf, even if less green, is not always a sign of neglect“ (Fazio 2000: 107f.). Freilich bleiben die Spielbarkeit und eine Breite, mit der viele Spieler umgehen können, zentrale Kriterien, aber die lokale Landschaftstypik, der besondere Ort, kann anders integriert werden. Zumindest in den Baukriterien renommierter amerikanischer Golfplatzarchitekten scheint das Grün einen Teil seines Glanzes zu verlieren, robuster Boden und Lokalkolorit hingegen an Bedeutung zu gewinnen. Die gegenwärtigen konzeptionellen Arbeiten betonen jedenfalls nicht die Standards, sondern feiern den Unterschied: auf allen Golfplätzen der Welt gleiche sich eigentlich nur eins – das Loch von 4,5 Inches Durchmesser (so Hurdzan, 1996: XV; vgl. auch Fazio 2000: 12f.; Richardson 2002: XIV.). Insofern könnte die Ökologie durchaus von der Postmoderne profitieren.

Den Ball mit einem Schläger in ein Loch zu schlagen, klingt zwar nicht nach einer großtechnischen Operation, dennoch aber ist die Golfausrüstung zu einer High-Tech-Angelegenheit geworden. Die Bälle haben drei technologische Revolutionen hinter sich, die das Spiel maßgeblich beeinflussten. Traditionell wurde mit einem mit getrockneten Federn gefüllten Ball gespielt, der etwa so teuer wie ein Schläger war und leicht aufplatzte. Guttapercha-, d.h. Hartgummi-Bälle, wie sie Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführt wurden, verbilligten das Spiel erheblich und ließen den Ball unempfindlich gegen Nässe werden. Ende des 19. Jahrhunderts wurden dreilagige Hartgummibälle entwickelt, die weiter flogen und genauer zu spielen waren. Dieser sogenannte Haskell-Ball hatte erhebliche Auswirkungen auf die Konstruktion der Golfplätze, die ausnahmslos verlängert werden mussten. In den 1960er Jahren wurde dann ein mit einer Hartschale überzogener Ball mit Kunststoffkern entwickelt, der weiter fliegt, sich aber dafür nicht ganz so präzise spielen lässt. 1922 legte man erste Standardgrößen und -gewichte für Bälle fest. Es blieb Raum für Tüfteleien, durch punkt- oder rillenförmige Einkerbungen mit den Flugeigenschaften der Bälle zu experimentieren. Die definitive Grenze für solche Basteleien stellt außer einer Mindestgröße aber die maximale Schlagweite dar: mit einer genormten Schlagmaschine verschossen, dürfen Bälle nicht weiter als 296,8 yards (271,4m) fliegen (vgl. Henderson/Stirk 1986: 44-56; Tenner 1997: 347f.). Ähnliche technologische Einschränkungen wie für Bälle gelten auch für Schläger. Physiker – so zumindest zitiert Edward Tenner einige Experten (1997: 351f.) – sehen hier eine enorme Lücke zwischen dem technisch Möglichen und den tatsächlichen Standards. Zwar wurde das Schlägermaterial ständig weiter entwickelt, aber die internationalen Regelungen begrenzten die Entwicklungsmöglichkeiten enorm: erstens darf das Spiel nicht zu sehr erleichtert werden

und zweitens darf sich vor allem die Schlagweite nicht erhöhen, weil man sonst mit den vorhandenen Platzgrößen nicht auskäme. Tenner spricht von einem prinzipiellen technologischen Konservatismus, bei dem maßvolle Änderungen zugelassen werden, die Industrie an Detailveränderungen verdient, weil die Spieler an Verbesserungen glauben, was sich statistisch aber nicht nachweisen lässt, die Produzenten zugleich aber vor radikalen Neuentwicklungen geschützt sind (vgl. Tenner 1997: 350-357). Verbände können freilich nur bestimmen, was bei Wettkämpfen und auf Verbandsplätzen zulässig ist. Ökonomische Zwänge, die Ausbreitung des Sports und technologische Phantasie zeigen aber Möglichkeiten für das Golfspiel auf, den enormen Platzverbrauch zu begrenzen und den ökologisch bedenklichen Zugschnitt des Rasens zu reduzieren. Vor allem in Frankreich hat sich das Spiel mit dem Cayman-Ball – auch als Swin-Golf bezeichnet – verbreitet: Dieser ist größer, fliegt nur etwa halb so weit und rollt wesentlich besser als der Golfball. Der Platzbedarf für eine Cayman-Anlage ist wesentlich geringer und überdies kann auf weitaus unebenerem Gelände gespielt werden (vgl. Richardson 2002: 108 u. 484). Inzwischen gibt es auch die ersten Swin-Golf-Plätze in Deutschland. In ähnlicher Weise führte in Neuseeland ein neuer Balltyp zur Entwicklung eines neuen Spiels: GolfCross[®] wird mit einem eiförmigen Golfball gespielt, der nicht in Löcher, sondern in Netze versenkt wird. Golf lässt sich damit auf jeder irgendwie gemähten Fläche spielen: „anywhere you can get a mower or a mob of sheet“ (so einer der Erfinder, zit. n. Richardson 2002: 487). Wenn „der Golfsport zeigt, daß es gut für Hersteller, Profis und Freizeitsportler sein kann, wenn man der Technologie Grenzen setzt“ (Tenner 1997: 357), so scheint technologischer Wandel das Golfspiel in neue Richtungen lenken zu können. Der enorme Flächenverbrauch lässt sich mit solchen Entwicklungen ebenso begrenzen, wie der hohe Zeitbedarf, der mit dem Golfspiel verbunden ist: es wird anpassungsfähiger an individuelle Bedürfnisse und lokale Gegebenheiten.

Die Pluralisierung der Spielarten, die sich auch in anderen Sportarten zunehmend durchsetzt – Beachvolleyball, Streetbasketball, Snowboarden – wird auch zum Medium gezielter sozialer Distinktion, zum Ausdruck eines spezifischen Lebensstils. Jugendliche Subkulturen erobern sich bestimmte Felder arrivierter, in die Breite zielender Sportarten, was häufig zu neuen institutionalisierten Varianten einer Sportart führt. Inzwischen hat sich auch beim Golf eine subkulturelle Spielart entwickelt: CrossGolf bzw. X-Golf bezeichnet anders als GolfCross[®] kein Markenzeichen, sondern eine Form des Golfspiels, die sich dezidiert als alternative Variante traditionellen Golfspiels versteht.¹⁰ X-Golf inszeniert sich als bewusste

¹⁰ 2002 wurde auch eine Deutsche Meisterschaft im Cross-Golf ausgespielt. Was in der Gemeinschaft der X-Golfer auf Widerstand trifft, da man sich ja genau gegen „Vereinsmeierei“ abgrenzen will.

Gegenbewegung gegen die Etikette traditioneller Golfclubs. Während herkömmlich Karo-Hose und Poloshirt das Feld dominieren, sind Cross-Golfer „gepierct, tätowiert und tragen Schlabber-Hosen im XXL-Format.“ Wenn Power- und Sportdrinks die Fitness auf dem Golfplatz erhöhen sollen und konzentrierte Ruhe beim Spiel gefordert wird, gehören zum Lifestyle und Spiel des X-Golfers die Kiste Bier und der Ghetto-Bluster, und exklusive Graphit-Schläger werden durch Flohmarktartikel ersetzt. Auftreten und Ausstattung zielen explizit gegen das „elitäre, leicht angestaubte Image des Golfsports“. Vor allem aber ist es das Grün, das den sich sehr wohl als Golfern verstehenden Spielern missfällt: „Von gepflegtem englischen Rasen halten sie nicht viel.“¹¹ Cross-Golf wird auf Schrottplätzen gespielt, auf aufgegebenem Fabrik- oder Bahngeländen, in stillgelegten oder am Wochenende verwaisten Industriegebieten, Hafenanlagen, Kies- und Kohlegruben usw. Auch für Cross-Golfer gilt, was die Golfplatzarchitekten als ihr Ziel ausgeben: „Entscheidend ist auch, wie wohl man sich auf dem ausgesuchten Gelände fühlt.“¹² Cross-Golfer sind weder ökologisch bewegt, noch landschaftsplanerisch aktiv, die Motive, sich vom klassischen Golf abzusetzen, folgen eher der Logik sozialer Distinktion. Ganz gegen elitäre Exklusion werden gezielt die gesellschaftlich verlassen und aufgegebenen Räume in und am Rande der Metropolen aufgesucht. Es entsteht eine durchaus ästhetische Beziehung zu diskreditierten Räumen, die bisher jenseits der Aufmerksamkeit der Anästhesie preisgegeben waren. Auch X-Golfer nehmen „Natur“ für ihren Sport in Anspruch: aber weder im Sinne eines sozial ausschließenden Landschaftsverbrauchs, noch in der kulturell und sozial problematischen Form exotischer Golfurlaube, noch in der ökologisch fragwürdigen Form des satten Grüns. X-Golfer inszenieren Raum- und Landschaftsbesetzungen ästhetischer Art, die Perspektiven jenseits musealer oder holistisch-heimatlicher Gefühlsverbindungen eröffnen.

V. Die Vielschichtigkeit von Naturpolitik, die Vielfältigkeit des Golfs

Die Frage, ob Golfplätze zu den Landschaften gehören, die unter Gesichtspunkten sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit für das 21. Jahrhundert passen, oder ob fürsorgliche Verwaltungen das Spiel aufgrund ökologischer Arithmetik oder agrarischem Traditionalismus verbieten sollten, wird weiterhin umstritten bleiben. Global betrachtet hat dabei an vielen Orten möglicherweise auch weiterhin die durchaus nicht-nachhaltige Logik des

¹¹ Die Zitate stammen alle von der Selbstbeschreibung der deutschen „Community der Crossgolfer“ im Internet (vgl. <http://www.crossgolfportal.de/index.php?newlang=german>).

Marktes Vorrang vor der Fürsorge und der Tradition, während nicht allein in Mitteleuropa zwar spät, aber immerhin, staatliche Eingriffe wirksam werden. Diese Dichotomie wird noch weitgehend durch ein ökonomisches Kalkül bestimmt, das auf die Ausbreitung von standardisierter Landschaft setzt und eine Politik, die bestenfalls traditionelle Werte verteidigt. Eine Ausdifferenzierung der Lebensstile wird in aller Regel als zusätzliche ökologische Belastung, als weitere Aushöhlung nachhaltiger Regulierungsmöglichkeiten interpretiert. Im Golf lassen sich einige Trends auch anders deuten.

Aus Gründen der Attraktivität zeichnen sich im Golfspiel Linien ab, das Spiel wieder an die Tradition der schottischen Linklands anzubinden. Erstens scheint die Platzarchitektur das Lokale aufzunehmen und vom Freeway-Style abzukommen; nicht nur die Errichtung, sondern auch die Bewirtschaftung und Unterhaltung des Grüns werden weitaus effizienter und mit deutlich weniger Ressourcenverbrauch betrieben. Zweitens korreliert die Ausbreitung des Sports mit technologischen Innovationen, die seine Ausdifferenzierung fördern, und von ihrer Anlage her ökologisch konsistentere Spielformen ermöglichen. Drittens haben sich wie bei allen in die Breite wirkenden Sportarten schließlich auch im Golf subversive Formen entwickelt, die das Spiel in bewusster Absetzung von traditionellen Images und Strukturen betreiben. Gerade diese Form scheint ökonomisch bedingte soziale Ausgrenzungen zu unterlaufen – und auch für sie gilt, wie für Golf generell: es handelt sich um eine Sportart mit relativ leichter körperlicher Aktivität, was angesichts der Alterstruktur moderner westlicher Gesellschaften Zukunft haben dürfte. Über X-Golf können sich auch ästhetisch innovative Beziehungen zur landschaftlichen Umgebung entwickeln, die im Zuge gegenwärtiger gesellschaftlicher Umbrüche in den Metropolen – verwiesen sei hier nur auf die Einebnung der raumstrukturellen und sozialen Differenz von Stadt und Land, die Aufgabe von agrarischen oder gewerblich genutzten Flächen, die teils auch stattfindende Aufgabe von Siedlungsflächen – zur kreativen Wahrnehmung, Bewahrung, Nutzung und Schaffung von Landschaften anleiten. Neben dem umstrittenen Grün des Parks und dem Bild traditioneller Kulturlandschaften bedürfen postindustrielle Natur- und Landschaftsentwürfe neuer Bilder, die sich sowohl ästhetischen Standards (fordistischer) Moderne wie einer Musealisierung der „Natur“ entziehen.

¹² So heißt es in der „Definition“ ihres Sports bei Schweizer X-Golfern (<http://www.cross-golf.ch/definition.html>).

Literatur

- Agricola, Sigurd. 1987. „Einstellungen der ländlichen Bevölkerung zum Fremdenverkehr“. In: *Freizeitwirtschaft – Golf – Reiten*. Hg. Agrarsoziale Gesellschaft e.V. Göttingen. 18-29.
- Barth, Hansjürgen/Matthias Hett. 1997. „Naturschutzfachliche Anforderungen an Golfplätze“. In: *Golf und Naturschutz*. Hg. Bayerisches Landesamt für Umweltschutz. München. 5-13.
- Brand, Karl-Werner. Hg. 1997a. *Nachhaltige Entwicklung. Eine Herausforderung an die Soziologie*. Opladen.
- . 1997b. „Probleme und Potentiale einer Neubestimmung des Projekts der Moderne unter dem Leitbild ‚Nachhaltige Entwicklung‘“. In: Ders. 1997a. 9-32.
- Bogun, Roland. 1997. „Lebensstilforschung und Umweltverhalten. Anmerkungen und Fragen zu einem komplexen Verhältnis.“ In: Brand 1997a. 211-234.
- BUWAL (Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft). 1995. *Empfehlungen. Raumplanung – Landschaft – Umwelt*. Bern.
- DGV (Deutscher Golf Verband e.V.). 1996. *Golf und Naturschutz. Boden- und Grundwasserbelastung durch Düngemittel- und Pflanzenschutzmittel auf Golfplätzen im Vergleich zur Landwirtschaft*. Wiesbaden.
- DGV (Deutscher Golf Verband e.V.). 2000. *Der Umwelt verpflichtet. Handbuch für Golfanlagen*. Wiesbaden.
- Dürst, Thomas und Axel Beutler. 1997. „Faunistische Untersuchungen auf dem Golfplatz Iffeldorf.“ In: *Golf und Naturschutz*. Hg. Bayerisches Landesamt für Umweltschutz. München. 23-62, Anhang. 81-122.
- Fazio, Tom. 2000. *Golf Course Designs*. New York.
- Finke, Peter. 1986. „Landschaftserfahrung und Landschaftserhaltung. Plädoyer für eine ökologische Landschaftsästhetik.“ In: Smuda, Manfred. Hg. *Landschaft*. Frankfurt a. M. 266-298.
- Golfmarkt der Zukunft*. 2001. Eine empirische Studie der GTC-Golf & Tourism Consulting in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Golfverband e.V. Lüneburg.
- Green, Bryn und Willem Vos. 2001. „Managing old landscapes and making new ones.“ In: Dies. Hgg. *Threatened Landscapes: Conserving Cultural Environments*. London. 139-149.
- Helmensdorfer, Erich. 1992². *Golf – der perfekt geregelte Wahnsinn. Regeln leicht verständlich*. Reinbek b. Hamburg.
- Henderson, Ian T. und David I. Stirk. 1986. *Golf – ein Blick zurück. Illustrierte Geschichte des Königlichen Spiels*. Hamburg.

- Huber, Joseph. 1995. *Nachhaltige Entwicklung. Strategien für eine ökologische und soziale Erdpolitik*. Berlin.
- Hurdzan, Micheal J. 1996. *Golf course Architecture. Design, Construction & Restoration*. Chelsea (MI).
- Ipsen, Detlev. 1997. *Raumbilder. Kultur und Ökonomie räumlicher Entwicklung*. Pfaffenweiler.
- . 2002. „Raum als Landschaft“. In: Kaufmann 2002a. 33-60.
- Kaufmann, Stefan. Hg. 2002a. *Ordnungen der Landschaft. Raum und Natur technisch und symbolisch entwerfen*. Würzburg.
- . 2002b. „Einleitung“. In: Kaufmann 2002a. 7-29.
- Kaufmann, Stefan. 2004. „Nachhaltigkeit“. In: *Glossar der Gegenwart*. Hgg. Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Thomas Lemke. Frankfurt a. M. 168-175.
- Litti, Bernd H. 1998. *Spielend Golf lernen. Alles über Schwung, Technik, mentale Fitness, Turniervorbereitung, Zocken, Trainings- und Ausrüstungstips*. München.
- Maurer, Thomas. 1991. *Die „Sportstätte Natur“ im Nutzungskonflikt mit Landschafts- und Naturschutz – dargestellt am Beispiel ausgewählter Golfplatzprojekte in der Region Breisgau/Hochschwarzwald*. Unveröffentl. Zulassungsarbeit. Freiburg
- Platt, Anne E. 1994. „Toxic Green. The Trouble with Golf.“ In: *World Watch*, May/June. 27-32.
- Reusswig, Fritz. 1994. „Lebensstile und Ökologie.“ In: *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Hg. Jens Dangschat und Jörg Blasius. Opladen. 91-103.
- Richardson, Forrest L.: *Routing the Golf Course. The Art and Science that forms the Golf Journey*. Hoboken (NJ).
- Roach, John. 2001. „Golf courses encouraged to go green.“ In: *Environmental News Network*. 9. Mai. (www.enn.com/news/enn-stories/2001/05/05092001/golf_43378.asp)
- Scott, James C. 1998. *Seeing like a State. How certain schemes to improve the human condition have failed*. New Haven, London.
- Tenner, Edward. 1997. *Die Tücken der Technik. Wenn Fortschritt sich rächt*. Frankfurt a. M.
- Weizsäcker, Ernst Ulrich von. 1989. *Erdpolitik. Ökologische Realpolitik an der Schwelle zum Jahrhundert der Umwelt*. Darmstadt.